



Der aus ärmlichen Verhältnissen stammende Piet Barol kommt 1907 als Hauslehrer in die Familie des reichen Amsterdamer Hoteliers Maarten Vermeulen-Sickerts. Mit seinem überaus einnehmenden Wesen bezirzt der junge Mann im Nu alle Familienmitglieder: die beiden halbwüchsigen Töchter, seinen Schützling, den in sich gekehrten Egbert, seinen ihm väterlich wohlgesinnten Arbeitgeber – und dessen Gattin Jacobina, die schon bald die erotischen Fertigkeiten des gut aussehenden und charmanten neuen Hauslehrers entdeckt. Piet genießt den ihn umgebenden Luxus und nutzt seine Chance zu Vergnügen und Zerstreuung, wo immer sie sich bietet. Dabei verliert er jedoch nie sein eigentliches Ziel aus den Augen: in der Neuen Welt sein Glück zu machen

RICHARD MASON ist 1978 in Südafrika geboren und in England aufgewachsen. Noch vor seinem Studium in Oxford schrieb er seinen ersten Roman »Der Liebesbeweis«, der als internationaler Bestseller in über zwanzig Sprachen übersetzt wurde. Mason ist Gründer der nach seiner verstorbenen Schwester benannten Kay Mason Foundation, die Stipendien für junge Südafrikaner vergibt.

RICHARD MASON

Die geheimen Talente  
des Piet Barol

Roman

*Aus dem Englischen  
von Rainer Schmidt*

btb

Die Originalausgabe erschien 2011  
unter dem Titel »History of a Pleasure Seaker«  
im Verlag Weidenfeld & Nicolson, London.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte  
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe März 2015  
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © 2011 by Richard Mason

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013

by C. Bertelsmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: *semper smile*, München

Umschlagfoto: © Getty Images / Bert Hardy Advertising Archive

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MK · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74854-9

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/btbverlag](http://www.facebook.com/btbverlag)

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog [www.transatlantik.de](http://www.transatlantik.de)

# Der Goldene Bogen

*Amsterdam 1907*



Die Abenteuer seiner Jugend hatten Piet Barol gelehrt, dass die meisten Frauen und viele Männer ihn über die Maßen attraktiv fanden. Er war alt genug, um diese Tatsache pragmatisch zu sehen, jung genug, um unbescheiden zu sein, und erfahren genug, um zu vermuten, dass dieser Vorteil in diesem wie in anderen Fällen ausschlaggebend sein könnte.

Als er aus dem Leidener Zug hinein ins wirbelnde Gedränge des Hauptbahnhofs stieg, drehten sich mehrere Passanten diskret nach ihm um. Er hatte ein offenes Gesicht mit amüsiert blickenden blauen Augen und einer kühnen Nase, sein dichtes, schwarzes Haar fiel ihm lockig über die Ohren. Er war kaum mehr als mittelgroß, aber muskulös und von guter Statur, und bei einem Blick auf seine großen, sanften Hände fragten die Menschen sich, wie es wohl wäre, von ihnen liebkost zu werden.

In einer dieser Hände hielt er an diesem kalten Februartag einen Umschlag, der für die Taschen seines englischen Anzugs zu groß war. Darin befanden sich die Kopie seines Diploms und das Empfehlungsschreiben eines Professors, der seinem Vater eine Gefälligkeit schuldete. Als er sich durch den Verkehr auf der Prins Hendrikkade bewegte, bekräftigte Piet noch einmal seinen Entschluss, den er sofort beim Eintreffen von Jacobina Vermeulen-Sickerts' Einladung zu einem Gespräch gefasst hatte: Er würde an der Vordertür des Hauses klopfen, nicht am Dienstboteneingang.

Die Familie wohnte am prächtigsten Abschnitt des prächt-

tigste Kanals von Amsterdam. Piet wusste aus der Zeitung, dass Maarten Vermeulen-Sickerts Brot an die Bewohner der Elendsviertel verteilte und sich maßgeblich dafür eingesetzt hatte, dass die ärmsten Gegenden der Stadt Zugang zu sauberem Trinkwasser bekamen. Ihm gehörten das luxuriöseste Hotel des Landes und eine Anzahl ähnlicher Etablissements überall in Europa. Seine Töchter Constance und Louisa waren Piet bekannt, ebenso wie ihre herausragende Rolle in der »schönen und jungen Gesellschaft« und die allgemein geäußerte Vermutung, sie böten ihrer Mutter Anlass zur Beunruhigung. Insgesamt genommen stand die Familie in dem Ruf, interessant, modern und sehr reich zu sein: Eigenschaften, die ihm gewiss die langweiligen Unterrichtsstunden mit einem verwöhnten kleinen Jungen erträglicher machen würden.

Er schlenderte den Blauwbergwal hinunter und ging hinüber zur Herengracht. Zu beiden Seiten des Wassers blickten die für Magnaten des siebzehnten Jahrhunderts erbauten Häuser mit jener heiteren Gelassenheit auf die Welt herab, die Gebäuden zu eigen ist, die die Umwälzungen von drei Jahrhunderten unversehrt überstanden haben. Sie waren hoch, aber schmal, und hatten nichts vom Bombast der Häuser reicher Leute, die seine Mutter ihm in Paris gezeigt hatte. Trotzdem waren sie unbestreitbar die Häuser reicher Leute, was die verschwenderische Anzahl Fenster subtil zum Ausdruck brachte.

Piet wandte sich nach links, und im Kopf entfernte er sich von Leiden, von Herman Barols dunklem kleinem Haus am Pieterskerkhof und dem Leben eines Universitätsschreibers. Vier Jahre lang hatte Piet seinem Vater dabei assistiert, Studenten zu maßregeln, die es versäumt hatten, ihre Bibliotheksgebühren zu bezahlen, die beim Examen betrogen hatten oder in der Gesellschaft verrufener Frauen ertappt worden waren. Von diesen jungen Männern hatte er gelernt, die nonchalante Großspürigkeit der Reichen nachzuahmen, ohne freilich die Absicht zu haben, ihnen in alle Ewigkeit nachzustellen.



Er hielt sich ein frisch gewaschenes Taschentuch vor den Mund und atmete tief ein. Der Kanal stank von einer Giftigkeit, auf die ihn das relativ einfache Leben in einer Kleinstadt nicht vorbereitet hatte. In den vielschichtigen Tiefen dieser Dünste lauerten Käserinden, verfaulte Schuhe, Rattenurin, menschliche Fäkalien, Öl, Teer und eine Ladung Industriechemikalien, die aus einem Schiff im Hafen ausgelaufen war. Das Gemisch raubte ihm schier den Atem, aber die Leute um ihn her achteten nicht darauf. Sicher würde auch er sich mit der Zeit daran gewöhnen.

Er beschleunigte seinen Schritt. Umso höher die Hausnummern, desto deutlicher war auch die geflüsterte Botschaft der Architektur zu vernehmen: Hier wohnten reiche und bedeutende Leute. Die schmaleren, nur zwei oder drei Fenster breiten Gebäude, die den ersten Teil der Gracht gesäumt hatten, wurden weniger, und als er die Nieuwe Spiegelstraat überquert hatte, waren sie so gut wie verschwunden. Bald war das schmalste Haus vier Fenster breit. Welches war das ihre? Er sah auf die Uhr. Zwanzig Minuten zu früh. Um nicht gesehen zu werden, überquerte er den Kanal und ging auf der anderen Seite weiter.

Das erste Haus mit sechs Fenstern im Parterre markierte den höheren Status seiner Bewohner und den Beginn des Goldenen Bogens. Er verspürte einen Anflug von Panik. Er war nicht immer ein gewissenhafter Student gewesen, und die von seinem Professor ausgestellte Empfehlung war nicht sonderlich aufrichtig, was sich dem einfühlsamen Leser sofort erschließen würde. Piet war weitaus gescheiter als manche, die infolge ihrer Gescheitheit mehr vorzuweisen hatten, aber das würde er kaum als Argument vorbringen können. Er sprach perfekt französisch – seine Mutter Nina war Pariserin gewesen – und hinreichend englisch und deutsch, aber sein Klavierspiel war lediglich passabel, und in der Stellenanzeige war mit großem Nachdruck von Egbert Vermeulen-Sickerts' musikalischer Begabung die Rede gewesen sowie davon, wie wünschenswert es sei, einen Hauslehrer zu finden, der sie weiter fördern könnte.

Er setzte sich auf eine schmiedeeiserne Bank zwischen zwei Bäumen und sammelte sich. Er hatte nicht die allerbesten Referenzen, wusste aber – auch mit seinen vierundzwanzig Jahren – bereits, dass die Menschen ihre Entscheidungen nicht nur von einigen Krakeln auf einem Blatt Papier abhängig machen. Ein Hauslehrer war schließlich mehr als nur ein Dienstbote. Der erfolgreiche Kandidat würde mit der Familie speisen und sie nicht bei Tisch bedienen. Zwar hatten die Vermeulen-Sickerts diese Anforderung nicht ausdrücklich aufgeführt, aber er war sicher, dass Leute, die dermaßen *à la mode* waren, eine amüsante Konversation zu schätzen wussten. Etwas, worauf er sich sehr gut verstand, denn die Kunst des Bezauberns hatte er bereits auf dem Schoß seiner Mutter gelernt.

Er holte Jacobinas Brief hervor und skizzierte auf der Rückseite die strenge, imposante Fassade des Hauses vor ihm. Als er die verzwickte Perspektive von Wasser und Hauswand eingefangen hatte, fühlte er sich etwas gelassener und zuversichtlicher. Er stand auf und ging weiter, und als der Kanal wieder einen Bogen machte, sah er das Haus Nr. 605.

Bei dem Gedanken daran, dass er womöglich bald in einem Zimmer in einem der oberen Stockwerke dieses Hauses schlafen würde, erschauerte Piet Barol in seinem Kaschmirmantel mit dem Samtkragen, den er gebraucht von einem wohlhabenden Studenten mit drängenden Schulden erstanden hatte. Das Haus war fünf Fenster breit und hatte fünf Geschosse, und in Hunderten von Glasscheiben spiegelten sich Kanal und Himmel. Die Haustür befand sich im ersten Stock, und man erreichte sie über eine hübsche Doppeltreppe aus grauem Stein. Reizvolle weiße Stuckornamente milderten die Strenge der Fassade aus kleinen, rechteckigen Backsteinen. Trotz der Größe war hier nichts protzig, überladen oder fragwürdig.

Piet war überaus angetan.

Er ging über die Brücke auf das Haus zu, als ein Mann von Ende zwanzig aus dem Dienstboteneingang unter der Treppe

kam. Er war nicht gut gekleidet, sein Anzug, den er als schlanker Mensch gekauft hatte, sah allzu sehr nach »Sonntagsstaat« aus. Er erinnerte Piet ein bisschen an jenen jungen Mann, der ihm im Sommer zuvor hartnäckig nachgestellt hatte: dunkel und gedrungen, mit schlaffem Kinn und fettglänzender Nase. Piet hatte den Kerl in die Schranken gewiesen, und er gedachte auch diesem hier nicht das Feld zu überlassen. Sein Konkurrent ging in Richtung Bahnhof davon, und Piet sah, dass er schon nach hundert Metern ein wenig außer Atem war. Der Anblick stimmte ihn froh.

Er zog seine Krawatte zurecht und wollte gerade die Stufen zur Haustür hinaufsteigen, als sich die Dienstbotentür öffnete und eine Frau mit strengem Kinn fragte: »Herr Barol? Wir haben Sie erwartet. Treten Sie bitte ein.«

Aus dem Gestank des Kanals trat er hinein in den süßen Duft eines perfekt bräunenden Apfelkuchens, der den Geruch von Politur und sauberem Haar sowie dem Parfüm eines großen Straußes orangegelber Rosen auf einem Tisch neben der Anrichtekammer noch betonte. »Ich bin Frau de Leeuw, die Haushälterin. Bitte folgen Sie mir.« Sie führte ihn in eine große Küche, die auf ruhige, eingespielte Effizienz ausgerichtet war. In einer Ecke stand ein riesiger Eisschrank; seine Eichenholztür war mit einer Milchglasscheibe versehen und wurde von einem gut aussehenden blonden Mann in Piets Alter aufgehalten, damit eine blitzblank polierte Sülzform hineingestellt werden konnte. »Vorsicht, Hilde!«, sagte Piets Führerin ohne jede Herzlichkeit. »Darf ich Ihnen den Mantel abnehmen, Herr Barol? Herr Blok wird Sie hinaufbegleiten.«

Nun erschien Herr Blok in der Tür: ein wachsbleicher Mann im dunklen Frack, Ende fünfzig, mit sorgfältig rasiertem Kinn. Etwas in seinem Blick ließ erahnen, dass ihm Piets Reize bewusst waren – was dieser leicht beunruhigt zur Kenntnis nahm,

da er keine entsprechende Neigung verspürte. In den seltenen Fällen, in denen er sich mit Männern einließ, bevorzugte er den etwa gleichaltrigen und athletischen Typus. Der Butler war weder das eine noch das andere. »Hier entlang, Herr Barol«, sagte dieser.

Herr Blok ging hinaus und über eine schmale Treppe hinauf in den Eingangsflur. Piet wollte nicht provinziell erscheinen, weshalb seine Miene nicht erkennen ließ, welchen Eindruck der Eingangsflur auf ihn machte. Tafeln mit Zitaten der romantischen Maler hingen über einem rosarot und grau durchschossenen Marmorsockel. Herr Blok wandte sich unter einer vergoldeten Laterne nach links und führte Piet durch die offene Tür in einen Korridor, an dessen Ende hohe Glastüren zu sehen waren.

Als er am Esszimmer vorbeikam, konnte Piet einen kurzen Blick auf eine olivgrüne und goldene Tapete und einen für fünf Personen gedeckten Tisch werfen – ein Familientisch, was bedeutete, dass Constance und Louisa zu Hause speisen würden. Er wusste aus der Zeitung, dass dies selten der Fall war, und deutete es ganz zutreffend als ein Zeichen ihres Interesses am neuen Hauslehrer ihres Bruders.

Er konnte es kaum erwarten, sie kennenzulernen und sich mit ihnen anzufreunden.

Die Treppe zu den oberen Stockwerken war mit einem weichen roten Wollteppich belegt und bewacht von drei Statuen unter einer Glaskuppel. Herr Blok führte ihn daran vorbei und in das Zimmer mit den Glastüren, das nichts weiter war als ein winziger achteckiger Raum aus Glas und Stein, in dem zwei äußerst steife Sofas standen. Hier wurde unmissverständlich klargemacht, dass die Pracht des Salons besseren und wichtigeren Männern als ihm vorbehalten war. Weil Piet Barol aber durchaus über ein großes Selbstwertgefühl verfügte, nahm er Anstoß daran und beschloss, die Person zu erobern, die ihm den Zugang zu diesem Haus eröffnen konnte.

Der Butler zog sich zurück. Piet legte den Umschlag mit seinen Referenzen auf einen Tisch, der so zierlich war, dass er unter dieser Last schier zusammenzubrechen drohte. Dann setzte er sich hin, um zu warten. Über ihm hing ein Kronleuchter aus fünf vergoldeten Greifen, die ihn verächtlich ins Auge fassten, als könnten sie ihm bis in seine Seele schauen und missbilligen, was sie dort sahen. Frau Vermeulen-Sickerts' Vorname beschwor Bilder von bärtigen Stammvätern herauf; hoffentlich war sie nicht allzu hässlich. Wie mühevoll, mit einer hässlichen Frau zu flirten.

Er war angenehm überrascht, als leichte Schritte über die Fliesen hallten und Jacobina erschien. Sie war zwar fast sechsundvierzig, ihre schmale Taille und ihre geschmeidigen Bewegungen aber zeugten nach wie vor von den körperlichen Aktivitäten ihrer Jugend. Sie trug ein Tageskleid aus apfelgrünem Baumwollstoff mit einem hohen Spitzenkragen und einer kleinen Schleppe – in vieler Hinsicht ein unpraktisches Kleidungsstück, aber Jacobina Vermeulen-Sickerts verspürte keinen drängenden Bedarf nach praktischer Verwendbarkeit. »Guten Tag, Herr Barol.« Sie streckte eine Hand aus und ergriff die seine mit festem Druck. »Bitte bleiben Sie sitzen.« Aber Piet Barol stand bereits und lächelte schüchtern, als Jacobina sich auf einem der Sofas niederließ und sagte: »Entschuldigen Sie bitte die unbequemen Möbel. Mein Mann hat eine große Vorliebe für Louis Quinze, und der Stoff ist zu empfindlich, um die Sitze neu federn zu lassen. Trinken Sie eine Tasse Tee mit mir?«

»Sehr gern.«

Jacobina griff zu einem extravagant verzierten Telefon und bestellte Erfrischungen. »Und darf ich jetzt bitte Ihre Referenzen sehen?«

Am besten, er brachte es gleich hinter sich. Als er ihr den Umschlag reichte, trafen sich ihre Blicke, und er erkannte, dass der erste Eindruck, den sie von ihm hatte, durchaus vorteilhaft war. Tatsächlich wirkten Piets Duft, der Duft eines vornehmen

Herrn, und seine Kleidung, die Kleidung eines Herrn, in mehr als einer und ihr nicht restlos bewussten Hinsicht beruhigend auf Jacobina. Sie warf einen Blick auf die Papiere in ihrer Hand, sah, dass Piet den Universitätsabschluss besaß, der für die Stellung verlangt wurde, und sagte: »Erzählen Sie mir von Ihrer Familie. Ich glaube, Ihr Vater arbeitet in der Verwaltung der Universität Leiden?«

»So ist es, Mevrouw.« Herman Barol bekleidete eine angesehene Position in der Verwaltung der ältesten Universität Hollands. Piet erzählte dies, ließ aber unerwähnt, dass derartige Posten meist von kleinkarierten Autokraten besetzt wurden, die nicht in der Lage waren, anderswo Einfluss zu gewinnen.

»Und Ihre Mutter?«

»Sie ist gestorben, als ich siebzehn war. Sie war Gesangslehrerin.«

»Das tut mir sehr leid. Können Sie singen?«

»Ja, Mevrouw.«

»Ausgezeichnet. Mein Mann auch.«

Tatsächlich verdankte es Piet seiner Mutter, dass er bei Jacobina Vermeulen-Sickerts schon jetzt, lange bevor es ihr selbst bewusst wurde, die subtile Andeutung eines Interesses zu erkennen vermochte, das nicht ausschließlich beruflich begründet war. Seit ihr Sohn laufen konnte, hatte Nina Barol mit ihm wie mit einer gebildeten, einfühlsamen Vertrauensperson ihres eigenen Alters gesprochen. Sie hatte die Privatangelegenheiten ihrer Schüler mit einer Offenheit erörtert, über die diese entsetzt gewesen wären, und später, als Begleiter in ihrem Unterricht, hatte er reichlich Gelegenheit gehabt, sich vom Wahrheitsgehalt dessen zu überzeugen, wovon seine Mutter ihm erzählt hatte. So besaß er mittlerweile ein ungewöhnlich feines Gespür für jede Andeutung geheimer Gefühle. Während er Jacobinas Frage beantwortete, nahm er zahlreiche Einzelheiten über die Frau in sich auf, die sich vielleicht würde überreden lassen, sein Leben zu ändern. Sie hatte ganz offensichtlich

einen ausgeprägten Sinn für Schicklichkeit, wenn auch nicht mehr als andere achtbare Frauen, die Piet kannte und die ihre Moralvorstellungen um seinetwillen mit Vergnügen aufgegeben hatten. »Und wie steht es mit dem jungen Herrn Egbert?«, fragte er.

Der Tee wurde gebracht, und Jacobina schenkte ein. »Mein Sohn ist äußerst intelligent, allerdings kann Intelligenz dieser Art manchmal auch eine Last sein. Er hat schon immer eine lebhaftere Fantasie gehabt. Tatsächlich habe ich ihn darin ermutigt. Vielleicht bin ich übermäßig nachsichtig mit ihm gewesen. Mein Mann findet, er braucht eine strengere Hand, aber ich suche einen Lehrer, der Autorität mit Sanftheit verbinden kann.«

Jacobina hatte diese Rede jedem der sechzehn Bewerber gehalten, mit denen sie bisher gesprochen hatte, bei dem Wort *Sanftheit* aber huschte ihr Blick zu Piet Barols Händen, als verkörperten sie perfekt das, wonach sie suchte. »Im Unterricht kommt Egbert sehr gut zurecht. Er spricht Englisch, Deutsch und Französisch und widmet sich der Musik mit lobenswerter Disziplin. Ja, er ist über jeden Musiklehrer, den ich habe finden können, längst hinausgewachsen. Jedoch ...«

»Ist er vielleicht schüchtern?«

»Nicht mehr als andere auch, Herr Barol. Wenn Sie ihm begegneten, würden Sie nicht denken, da wäre etwas nicht in Ordnung. Das Problem ist ... Er will das Haus nicht verlassen.«

»Will nicht?«

»Vielleicht kann er nicht. Wir mussten eine Sondergenehmigung einholen, um ihn zu Hause zu unterrichten. Den Garten hat er das letzte Mal vor anderthalb Jahren betreten. Seit er acht ist, weigert er sich ganz entschieden, auf die Straße zu gehen. Zunächst wollten wir ihn überreden, dann haben wir es mit Zwang versucht, leider war das Ausmaß seines Tobens dermaßen unerträglich, dass ich den Bemühungen meines Mannes ein Ende setzen musste. Vielleicht war das falsch, aber es ist

sehr schwer für eine Mutter, ihr Kind in solcher Angst zu sehen, ohne einzuschreiten.«

»Selbstverständlich.«

»Sie sehen also, wir brauchen einen Hauslehrer, der dazu fähig ist ... Egbert zu finden, wo immer er sich verloren hat, und ihn zu uns zurückzubringen.«

Zum vierten Mal an diesem Tag und zum zwölften Mal in dieser Woche war Jacobina genötigt gewesen, sich mit dieser unverblühten Schilderung ihres mütterlichen Versagens vor einem Fremden zu erniedrigen. Diese Erfahrung war alles andere als angenehm. Die nachdenkliche Anteilnahme in Piets Gesicht stand jedoch in einem so großen Gegensatz zu der Verlegenheit der anderen Kandidaten, dass sie sich zu weiteren Offenbarungen angeregt fühlte. »Ich habe ihn zu sehr verhätschelt, als er noch klein war, Herr Barol. Ich hätte ihn tapferer machen müssen, aber das habe ich verabsäumt, und jetzt fehlt ihm sogar der Mut, über die Schwelle des Hauses zu treten. Haben Sie Erfahrung mit schwierigen Kindern?«

Piet hatte überhaupt keine Erfahrung mit Kindern. »Das Leben in einer Universitätsstadt macht einen mit vielen brillanten Exzentrikern bekannt«, sagte er mit Bedacht.

Mit einem Lächeln versuchte Jacobina zu verbergen, dass sie ebenso gut hätte in Tränen ausbrechen können. Sie liebte jedes ihrer Kinder hingebungsvoll, Egbert hingegen liebte sie am hingebungsvollsten, weil er sie am nötigsten brauchte. Sie trank ein Schlückchen Tee. »Es ist von entscheidender Bedeutung, dass ein Hauslehrer musikalisch mit ihm kommunizieren kann. Er liebt die Musik.«

»Ich war seit meinem neunten Lebensjahr Repetitor bei meiner Mutter und ihren Schülern.«

»Ausgezeichnet. Vielleicht möchten Sie mir etwas vorspielen?«

»Mit Vergnügen.«

Jacobina stand auf. »Dann kommen Sie mit ins Schulzimmer.



Egberts Schwestern, meine Töchter Constance und Louisa, haben ihn ins Nachbarhaus verbannt. Zum Glück gehört es meiner Tante, die inzwischen den größten Teil des Jahres in Baden-Baden verbringt. Wir haben eigens eine Tür einbauen lassen, damit Egbert nicht die Straße benutzen muss. Vermutlich war auch das falsch, aber er kann manchmal ... eine gewisse Besessenheit in seinem Klavierspiel entwickeln, und vor allem Louisa hat ein empfindsames Gehör. Im Salon meiner Tante kann er so viel Lärm veranstalten, wie er möchte, ohne jemanden zu stören.«

Sie führte Piet ins Esszimmer, und auf der einen Seite neben dem Kamin sah er die Umrisse einer geschickt in die Tapete eingelassenen Tür. Jacobina öffnete sie, und dahinter lag ein schwarz-weiß gefliester Eingangsflur, deutlich kleiner als der in der Herengracht Nr. 605.

Er hielt ihr die Tür auf, als sie hindurchging.

Jacobina Vermeulen-Sickerts hatte schon viele Männer in das Haus ihrer Tante geführt, um zu hören, wie sie auf dem schweren Bösendorfer spielten, der Egberts engster Vertrauter war. Sie hatte sie allein hinübergeführt und dabei nie die geringste Verlegenheit empfunden. Doch als jetzt die Geheimtür hinter dem gut aussehenden Piet Barol klickend ins Schloss fiel, hatte sie plötzlich das Gefühl, etwas Unschickliches zu tun. Sie ging quer durch den Flur und öffnete die Tür zum Salon. »Egbert liegt heute im Bett. Er erkältet sich leicht – deshalb heizen wir hier so gut.« Es war tatsächlich sehr heiß. Schwere, vergoldete Heizkörper gurgelten unter den mit mitternachtblauem Samt verhangenen Fenstern. »Ziehen Sie Ihr Jackett aus, wenn es Ihnen zu warm ist.«

Piet kam ihrer Aufforderung nach, setzte sich an den Flügel und überlegte, was er spielen sollte. Er war kein Virtuose, und bei der Vorstellung, ein übereifriger Konkurrent mit fett-

glänzender Nase könnte ihm diese Chance streitig machen, krampfte sich ihm der Magen zusammen. Er klappte das Instrument auf, wartete auf eine Eingebung und erinnerte sich plötzlich an seine Mutter, wie sie ihm sagte, die einzige Tonart für die Liebe sei Es-Dur. Er warf einen Blick auf Jacobina. Sie sah nicht aus wie eine Frau, deren sinnliche Bedürfnisse ausreichende Beachtung fanden, und die Temperatur im Zimmer war allemal für Zärtlichkeiten geeignet.

Wie viel würde sie gestatten?

Der Gedanke daran, es herauszufinden, entfachte alte Versuche, war dies doch nicht der erste Flirt, den Piet Barol von einem Klavierhocker aus in Angriff nahm. Er zögerte und wägte noch die Gefahren ab. Doch schon rauschte das Adrenalin des Risikos durch seine Adern und forderte Gehorsam. Frau Vermeulen-Sickerts suchte einen Hauslehrer, der Autorität mit Sanftheit verband. Also etwas Langsames, Sentimentales, nicht allzu Schwieriges, vorzugsweise in Es-Dur. Nur was? Jacobina ging am Flügel vorbei und drehte sich zu ihm um, wie es auch die Schüler seiner Mutter getan hatten. Im Vorbeigehen wehte ihr Duft ihn an – ein Duft von Rosenwasser, Moschus und handgewaschener Unterwäsche –, und plötzlich wusste er, dass das *Nocturne Nummer zwei* von Chopin alle seine Kriterien erfüllte.

In Nina Barols Notenausgabe war dieses Stück mit *espressivo dolce* bezeichnet – also zart und ausdrucksvoll vorzutragen –, und Piet fing an, es aus dem Gedächtnis zu spielen, leise und als langsames Andante. Der Flügel war erstklassig und erst kürzlich gestimmt worden, und er verlieh seinem Spiel eine Finnesse, die er auf dem Klavier seiner Mutter nicht oft erreicht hatte.

Er hatte recht: Es war viele Jahre her, dass jemand Frau Vermeulen-Sickerts in der Absicht berührt hatte, ihr Vergnügen zu bereiten. Jacobina hatte es mittlerweile aufgegeben, sich darüber zu grämen, aber in Gegenwart eines so schönen jun-

gen Mannes wurde sie sich dieser betrüblichen Tatsache von Neuem und mit aller Macht bewusst. Sie trat näher heran, um ihn eingehender zu betrachten. Piets Gesicht war männlich, aber anmutig, und beim Anblick seiner vollen roten Lippen kamen ihr die trockenen Küsse ihres Ehemannes in den Sinn.

Jacobina sah weg.

Piet stolperte in einem Lauf aus Sechzehnteln, aber der Flügel verzieh ihm und vergrub den schrillen Misston in den Falten volltönender Harmonien. Er spürte, wie der Zauber der Musik zu wirken begann. Tatsächlich wuchs Jacobinas wehmütige Sehnsucht nach den versäumten Gelegenheiten ihrer Jugend mit jeder Note. Als sie Piet so betrachtete, entgingen ihr keineswegs die Muskeln seiner Schultern oder die Art, wie sein makellos gebügeltes Hemd sich an seinen Rücken schmiegte, als er sich über die Tasten beugte. Es war lange her, dass sie eine andere Musik als die unermüdlichen Übungen ihres Sohnes gehört hatte, und die Sanftheit, mit der Piets große Finger dem Flügel diese gedämpften Klänge entlockten, zogen sie in ihren Bann.

Auch wenn es niemand außer ihr wusste, aber Jacobina Vermeulen-Sickerts war ganz anders als die Frau, die ihre Familie und Freunde zu kennen glaubten. In ihrem tiefsten Innern hatte sie mehr Ähnlichkeit mit Louisa als mit Constance, und als junges Mädchen hatte sie sich ein Leben ausgemalt, das mit dem, das sie jetzt genoss, nicht viel gemeinsam hatte. Eine Veränderung im Rhythmus ihres Atems ließ Piets Herz schneller schlagen. Er schaute auf, sah, dass sie ihn beobachtete, und hielt ihrem Blick stand, bis sie ihn abwandte. Er war es gewohnt, den Unterricht der hübschesten Schülerinnen seiner Mutter auf diese Weise zu beleben, und seit seinem siebzehnten Lebensjahr war er immer wagemutiger geworden. Allerdings hatte er seine Kunst noch niemals an einer so vornehmen Dame erprobt, schon gar nicht in einer Situation, die so mannigfaltige Katastrophen in sich barg.

Piet spielte die letzten Takte des Nocturnes mit besonders zartem Anschlag, und der Klang des Flügels brachte die Luft zwischen ihnen zum Knistern. Er ließ die letzten Töne ausklingen, ohne den Fuß vom Pedal zu nehmen. Als Jacobina sagte: »Spielen Sie mir etwas Moderneres, Herr Barol«, war er vorbereitet. Seine Wahl war das Zwischenspiel zum dritten Akt von *Carmen*, das sich, ebenfalls in Es-Dur, in ähnlichen Situationen schon als nützlich erwiesen hatte. Die reine, betörende Melodie stieg aus der noch glühenden Asche des Nocturnes, und die grollenden Arpeggien der Bassstimme brachten Piets Hände vorteilhaft zur Geltung. Er dachte an die Schmuggler, die zum Ende des Stücks auf der Bühne erschienen und flüsternd davon sprachen, dass das Glück warte, wenn man nur umsichtig vorgehe. Gleiches empfand er, als er seine Beute mit seinem süßen, verheißungsvollen Zauber betörte.

Jacobina Vermeulen-Sickerts' hohe gesellschaftliche Stellung schützte sie vor lasziven Männerblicken; dass ihr jetzt ein solcher begegnet sein könnte, war verwirrend, aber nicht unangenehm. Sie schaute beiseite und entschied, sie habe sich geirrt, aber als ihr Blick zu Piet Barol zurückhuschte, erwiderte er ihren bereitwillig, was eine schockierend erotische Wirkung auf sie ausübte. Davon abgesehen, dass Jacobina zweimal in der Woche ausritt, hatte sie nur noch sehr wenig Bewegung. Sie befürchtete, man könne es ihr ansehen, und sie fühlte sich von ihrem einst so nymphenhaften Körper im Stich gelassen, weshalb der bewundernde Blick des jungen Mannes sie sehr beschwingte.

Sie schaute aus dem Fenster, als Piet Barol aufhörte zu spielen.

»Was für ein Anschlag, Herr Barol.« Sie sprach das Kompliment auf die Straße hinaus, und als sie sich zu Piet umdrehte, lächelte er sie an.

Sein Lächeln verschaffte ihm oft, was er haben wollte. In diesem Augenblick war es betörend hoffnungsvoll, und unter

seinem Einfluss traf Jacobina eine Entscheidung. »Sie dürfen Ihre Mahlzeiten gern mit uns einnehmen, oder Sie speisen auswärts – wie Sie wollen. Sie werden sehen, dass es in unserer Familie entspannt zugeht. Wer meine Töchter kennenlernt, ist von ihnen entzückt. Und Egbert ...« Aber sie ließ den Satz unvollendet. »Frau de Leeuw wird Ihnen Ihr Zimmer zeigen.«

»Ich werde mein Bestes geben, Mevrouw.«

»Mein Mann wird Sie sicher vor dem Essen noch sehen wollen. Ich lasse ein paar Hemden und Socken von ihm hinaufbringen. Wir können Ihr Gepäck morgen kommen lassen.«

»Danke, Frau Vermeulen-Sickerts.«

»*Je vous en prie.*«

Naomi de Leeuw hatte nichts übrig für Hauslehrer, weder für sie als Gattung noch für ihre unklare Position in der Hierarchie des Haushalts – nicht Dienstbote und nicht Gast. Einer oder zwei von Piets Vorgängern hatte diese verschwommene Unterscheidung genutzt, um sich Vorteile zu verschaffen, und sie würde nicht zulassen, dass dieser kecke junge Mann das Gleiche tat.

»Sie werden das Dachgeschoss und ein Badezimmer mit Herrn Blok und Herrn Loubat teilen«, sagte sie steif, als sie ihn zu seinem Zimmer hinaufführte. »Bitte sehen Sie davon ab, nach siebzehn Uhr das Souterrain aufzusuchen, wo sich die Zimmer der Dienstmädchen befinden. Wir achten sehr auf Sauberkeit. Sie dürfen zweimal wöchentlich ein Bad nehmen, und Sie bekommen täglich Wasser zum Rasieren. Hemden sind höchstens dreimal zu tragen. Hilde Wilken wird sich um Ihre Wäsche kümmern.« Sie öffnete eine Tür und ließ Piet eine kleine, behaglich eingerichtete Schlafkammer mit einem Fenster zum Garten betreten. »Im Haus wird nicht geraucht und nicht getrunken, es sei denn, ein Familienmitglied bietet Ihnen eine Erfrischung an. Das Badezimmer ist zwei Türen weiter. Sonntag-

morgen werden Sie zur Kirche gehen, aber der Nachmittag steht zu Ihrer freien Verfügung. Haben Sie noch Fragen, Herr Barol?«

»Ich glaube nicht, Frau de Leeuw.«

»Gut. Ich hoffe, Sie werden sich hier wohlfühlen.«

Als sie gegangen war, setzte Piet sich aufs Bett und lockerte seine Krawatte. Der von ihm herbeigeführte und doch so plötzliche Schicksalswandel erschreckte ihn fast. Auf einen Streich verschwunden war der winzige, vom Zimmer seines Vaters durch einen Vorhang abgetrennte Alkoven, in dem er geschlafen hatte, seit er der Wiege entwachsen war. Verschwunden waren das Aborthäuschen, die rostigen Rohrleitungen und das abscheuliche Universitätsessen, an das er und Herman sich nach dem Tod seiner Mutter hatten gewöhnen müssen. Die Ziele, die er im Stillen gehegt hatte – die Sehnsucht nach Reisen, Komfort, Eleganz und der Wunsch, dem ärmlichen Anschein von Vornehmheit seiner Jugend für alle Zeit zu entkommen –, waren plötzlich in greifbare Nähe gerückt, dem Reich der Fantasie entrissen durch die eigene Entschlossenheit, mit der er seinem Instinkt gefolgt war. Endlich ein eigenes Zimmer! Endlich baden können, ohne erst Wasser über dem Feuer zu erhitzen. Scheißen, ohne in der Holzkabine neben der Hintertür zu frieren! Langsam versickerte die Anspannung des Nachmittags, und ein Lachen brach sich Bahn. Er fühlte sich siegestrunken und zu allem bereit.

Es klopfte. Draußen stand Didier Loubat, der Hausdiener, mit einem Stapel Hemden und Kragen und einer kleinen Schachtel mit Manschettenknöpfen. Er war blond und größer als Piet, hatte einen kräftigen Kiefer und wachsame seegrüne Augen. »Der Alte will dich in einer Dreiviertelstunde sehen. Sein Büro ist im Vorderhaus im ersten Stock. Soll ich dich holen kommen, oder findest du es allein?«

»Ich finde es schon.«

»So ist's recht. Die ganze Familie versammelt sich beim Abendessen, um dich unter die Lupe zu nehmen. *Bonne chance.*« Didiers Freundlichkeit war eine Wohltat nach Frau de Leeuws frostiger Förmlichkeit. »Mein Zimmer ist nebenan, falls du was brauchst, und das Badezimmer ist hinten im Korridor. Ein kleiner Tipp: Lass dich von Blok nicht im Handtuch erwischen. Er ist ein grässlicher alter Bock.«

»Das hatte ich bereits vermutet.«

Didier grinste. »In diesem Haus musst du deine sieben Zwetschgen beisammenhaben, aber daran gewöhnst du dich. Ein Handtuch ist im Schrank.«

Das Handtuch im Schrank war riesengroß, frisch duftend und flauschig. Piet nahm es mit ins weiß geflieste und herrlich saubere Badezimmer. In der Ecke stand eine zweieinhalb Meter lange Wanne, und als er den Hahn aufdrehte, schoss das kochende Wasser so plötzlich heraus, dass er sich die Hand verbrühte. Die Tatsache, dass solche Mengen von heißem Wasser so mühelos zur Verfügung standen, kam ihm vor wie ein Wunder. Er ließ die Wanne sehr voll laufen, zog sich aus, stieg hinein und streckte sich in voller Länge aus, und so taufte er sich für sein neues Leben. Morgen würde er seinem Vater ein Telegramm schicken, aber Herman hatte sich nie weiter den Kopf über seinen Aufenthaltsort zerbrochen, und Piet bezweifelte, dass ihn seine heutige Abwesenheit beunruhigen würde. Mit dem Gefühl tiefer Zufriedenheit lag er eine Weile in der Wanne, mit dem Wasser aber erkaltete auch seine Siegesfreude, sodass statt ihrer sich die vielschichtigen Aspekte seiner neuen Situation in sein Bewusstsein schlichen.

Piet war ausreichend vertraut mit der weiblichen Unberechenbarkeit, um zu wissen, wie riskant es war, eine Affäre mit der Ehefrau seines neuen Arbeitgebers anzufangen. Während er sich wusch, nahm er sich vor, nie wieder auf die wortlose Kommunikation dieses Nachmittags anzuspielen. Die nächsten Schritte seines Plans lauteten, nach Amerika auszuwandern

und ein beträchtliches Vermögen zu erwerben, und er würde kein Risiko eingehen, bevor er genügend Geld zusammengespart hatte, um seine Ziele in die Tat umzusetzen. Er tauchte noch einmal unter, und dabei fiel ihm ein, dass ihn seine Bemühungen um Frau Vermeulen-Sickerts in eine starke Verhandlungsposition gegenüber ihrem Ehemann gebracht hatten. Das angebotene Gehalt belief sich auf sechzig Gulden im Monat. Das Anwesen Herengracht 605 ließ aber keinen Zweifel daran, dass sich sein Eigentümer einiges mehr leisten konnte. Piet stieg aus der Wanne und trocknete sich ab. Wenn er sich nicht sehr irrte, würde Jacobina dafür sorgen, dass er die Stellung unabhängig von der Höhe des Salärs bekäme. Aus seiner Erfahrung mit reichen Studenten wusste er, dass viele wohlhabende Väter lieber mehr als weniger zahlten, da sie Qualität in engem Zusammenhang mit den Kosten sahen.

Er kleidete sich langsam und sorgfältig an, und als er fertig war, stand sein Entschluss fest, den zahlreichen Herausforderungen, denen er sich an diesem Tag gestellt hatte, eine weitere hinzuzufügen.

Er würde um mehr bitten.

Maarten Vermeulen-Sickerts' Büro war durch ein kleines Vorzimmer vor Störungen geschützt. Piet klopfte zweimal an die Tür, bevor er sich ein Herz fasste und an der Kordel aus zinnoberroter Seide zog, die eine Glocke über Maartens Schreibtisch in Bewegung setzte. Er hörte ihr fernes Klingeln, dann energische Schritte, und kurz darauf stand sein neuer Arbeitgeber vor ihm: ein breitschultriger Mann von massigem Körperbau mit vollem, an den Schläfen silbergrauem Haar, einer kräftigen Nase und kleinen dunklen Augen, die ihn so durchdringend anschauten, dass Piet fast der Mut verließ.

»Meine Frau spricht sehr wohlwollend von Ihnen, Herr Barol.« Er drückte Piets Hand mit einer Kräftigkeit, die andere



Männer hätte zusammenzucken lassen. Nicht so Piet Barol. Mit einladender Geste bat Maarten ihn in ein wohlproportioniertes Zimmer, dunkelgrün tapeziert und vollgestopft mit silbernen, kristallinen und vergoldeten Kunstgegenständen.

»Sie sind Sammler, Meneer?«

»Wenn ich die Zeit dazu finde. Bitte nehmen Sie Platz.«

Piet setzte sich auf einen Stuhl aus dunklem Holz und mit hellblau und goldfarben bezogenem Polster.

»Der wurde für den Palast Louis Napoleons gefertigt, als er König von Holland war. Und der da ist aus Schloss Fontainebleau.« Er setzte sich mit Nachdruck darauf. »Ich habe etwas übrig für schöne Möbel. Aber ich liebe auch Porzellan jeder Art, Silber, alles, das von Hand gemacht und von erlesener Qualität ist. Ich schätze die menschliche Schaffenskraft, Herr Barol, und unser Maschinenzeitalter mit all seinen Errungenschaften kann niemals darauf hoffen, es ihr gleichzutun.«

»Da haben wir etwas gemeinsam, Meneer.«

»Ach ja?«

»Ich habe weniger Gelegenheit, meinen Interessen nachzugehen, und natürlich kann ich nichts erwerben. Aber ich zeichne gern schöne Gegenstände. Es gibt mehrere prächtige Sammlungen in Leiden. Ich habe manchen verregneten Nachmittag damit zugebracht, sie zu zeichnen.«

»Sie können gut zeichnen?«

»Halbwegs, Meneer.«

»Wären Sie so freundlich, etwas für mich zu zeichnen?« Maarten hielt es immer für richtig, die Behauptungen anderer Männer auf die Probe zu stellen, und die Begeisterung, mit der seine Frau diesen hübschen jungen Kerl hier vor ihm empfohlen hatte, ließ ihn beinahe wünschen, es gäbe etwas an Piet Barol auszusetzen.

Beim Zeichnen von Stillleben befand Piet sich auf sicherem Boden. »Was soll es denn sein?«

Maarten ging zu seinem Schreibtisch und kam mit der win-

zigen Silberfigur eines Mannes zurück, der halsbrecherisch auf einem Hochseil balancierte.

»Niederländisch, achtzehntes Jahrhundert. Warten Sie, ich hole Ihnen Papier, Herr Barol.«

Die Details der Miniatur waren äußerst fein herausgearbeitet. Die Art, wie der Mann vom Seil zu fallen schien und doch nie fallen würde, erinnerte Piet an seine eigene Situation. Genau jene Beschaffenheit war es auch, die Maarten Vermeulen-Sickerts zwanzig Jahre zuvor – in einer Zeit, da ihm eine solche Summe noch etwas bedeutete – veranlasst hatte, hundert Gulden dafür zu bezahlen. Wie Piet war er es gewohnt, sich in gefährliche Situationen zu begeben und dabei unverseht zu bleiben. Er war es schließlich gewesen, der das Potenzial in den unfruchtbaren Feldern seiner Nachbarn gesehen und der alles, was er besaß, in den Erwerb von Maschinen gesteckt und ihre Torfmoore ausgehoben hatte, um den Torf als Brennstoff nach Amsterdam zu transportieren. Die Moorlöcher hatte er mit Wasser volllaufen lassen, sie waren im Winter gefroren und hatten das Material zu seinem ersten Vermögen geliefert: Er hatte Eis rund um die Welt verkauft. Sicher dreißig Prozent seiner ersten Fracht waren auf dem Weg über den Atlantik in die komfortbesessenen Vereinigten Staaten geschmolzen. Alle hatten gesagt, er sei ein Narr, und es werde niemals klappen. Aber es *hatte* geklappt. Wie der kleine silberne Mann, der da schwankend auf dem silbernen Seil tanzte, hoch über der silbernen Platte, die sein Gewicht trug, war er nicht abgestürzt.

Piet bannte die Miniatur so geschickt und so schnell aufs Papier, dass Maarten wider Willen beeindruckt war. Er ließ es sich allerdings nicht anmerken, sondern unterzog stattdessen Piets Lebenslauf einer peniblen Bestandsaufnahme, was länger dauerte, als es der Fall gewesen wäre, wenn seine Frau nicht bereits beschlossen hätte, ihn einzustellen. Aber das hatte sie getan, und Maarten widersprach den Frauen in seinem Leben nicht, wenn es sich vermeiden ließ. Er hatte schon bemerkens-

wertere Zeugnisse als das von Piet gesehen, aber die letzten beiden Hauslehrer Egberts waren äußerst bemerkenswert gewesen und dennoch auf ganzer Linie gescheitert.

»Mein Sohn muss lernen, das Haus zu verlassen, ohne hysterische Anfälle zu bekommen.«

»Das wurde mir gesagt, Meneer.«

»Also gut. Sie haben meine Frau beeindruckt, und ich bin bereit, Sie einzustellen. Haben Sie noch Fragen?«

»Jawohl, Meneer.«

»Und die wären?«

Der Augenblick war gekommen, Piet wappnete sich. »Sie betreffen die Vergütung.« Er klang, als wäre dieses Thema ihm unendlich zuwider.

»Sechzig Gulden im Monat, samstagnachmittags und an zwei Sonntagen frei, Kost und Logis sowie zwei Wochen Urlaub im Jahr.«

»Ich bin mit sämtlichen Konditionen einverstanden, Herr Vermeulen-Sickerts. Nur das Gehalt hindert mich leider daran, die Stellung anzunehmen.«

»Wie bitte?«

»Mein Vater wird allmählich älter, und ich möchte eines Tages heiraten. Ich sehe mich außerstande, für sechzig Gulden im Monat zu arbeiten.«

Diese Unverfrorenheit verblüffte und imponierte Maarten gleichermaßen. Leute mit einem gesunden Maß Selbstwertgefühl fanden seinen Beifall, vorausgesetzt, sie hatten gute Gründe dafür. »Es ist ein ausgezeichnete Tarif, Herr Barol. Sie werden große Mühe haben, dergleichen anderswo zu finden.«

»Als Hauslehrer vielleicht, Meneer. Aber ich bin jung, und mir stehen noch andere Möglichkeiten offen.«

»Die besser bezahlt werden?«

»Die mit der Zeit sehr viel besser bezahlt werden könnten.« Ein Schweißstropfen rann innen an seinem linken Arm herunter. *Jetzt schickt er mich nicht mehr weg*, dachte er.

Und er hatte recht.

Maarten zögerte und sagte dann: »Also schön, Herr Barol. Sie verhandeln hart, aber das spricht meiner Ansicht nach nicht gegen einen Mann. Welche Summe schlagen Sie also vor?«

»Hundert, Meneer.«

»Einhundert Gulden?«

»Ja, Meneer.«

Jetzt folgte Stille. Piet hielt ihr stand. Maarten dachte an eine ähnliche Gelegenheit, als er selbst in den Zwanzigern gewesen war: Siebzehn Gebote für sein Eis hatte er stur zurückgewiesen, als es schon schmelzend im New Yorker Hafen lag. Er war bereit, für die, die er liebte, große Beträge auszugeben, und er hatte größere Beträge zur Verfügung als jedermann in Amsterdam mit Ausnahme von vielleicht fünf oder sechs Leuten. »Gut, Herr Barol«, sagte er schließlich. »Aber ich erwarte nur das Beste von Ihnen, junger Mann.«

»Sie werden es bekommen.«

»Säumigkeit und Unmoral toleriere ich nicht. Wir führen ein geordnetes, achtbares und gottesfürchtiges Haus.«

»Gerade das macht diese Stellung für mich so reizvoll, Meneer.«

Während diese Unterredung stattfand, entnahm Agneta Hemels einer mit pfirsichfarbenem Samt ausgeschlagenen Schublade eine makellos gekräuselte Locke aus Menschenhaar und machte sich daran, sie in Jacobinas Haar zu befestigen.

»Hochgesteckt heute Abend, Mevrouw, oder lieber geflochten?«, fragte sie, als wäre ihr die Antwort ein ernstes Anliegen.

Jacobina betrachtete sich im Frisierspiegel und überlegte es sich anders. »Geflochten, glaube ich. Einfach und jugendlich. Wie Louisa ihr Haar letzten Monat für die de Jongs getragen hat.«

Agneta seufzte innerlich: Louisas Frisuren wirkten zwar ein-

fach, waren aber alles andere als einfach zu frisieren. »Haben Mevrouw einen Hauslehrer für den jungen Herrn Egbert gefunden?« Sie nahm den Schildpattkamm und zog ihn durch die Haare, um die Strähnen für den ersten Strang des Zopfes abzutheilen.

»Ich glaube, ja.«

»Wir alle beten für seinen Erfolg.« Agneta hatte gelernt, dass man eine übermäßig vertrauliche Neugier am leichtesten vermied, wenn man kein ernsthaftes Interesse am Leben der Herrschaft entwickelte. So konnte sie Fassung wahren, ganz gleich, was sie zu Gesicht bekam. »Konnten Mevrouw denn zwischen all den Vorstellungsgesprächen noch zu Mittag essen?« Ihr Ton war ausgesucht fürsorglich.

Wie Piet Barol hatte auch Agneta Hemels nicht die Absicht, bis in alle Ewigkeit für die Vermeulen-Sickerts zu arbeiten. Wie er wünschte sie sich ein komfortables Leben und war ebenso entschlossen, es zu bekommen. Ihre Ziele unterschieden sich nur in ihrem Ausmaß. Agneta wollte als Haushälterin viele Angestellte unter sich haben; irgendwo auf dem Lande wollte sie leben, fern von Amsterdam mit seinem Gestank, an einem Ort, wo andere ihr den Tee in ihrem privaten Zimmer servieren würden und wo sie niemals vor sechs Uhr aufstehen müsste – es sei denn, das Dach stände in Flammen.

»Zum Essen war keine Zeit. Ich bin völlig ausgehungert.«

»Wünschen Mevrouw ein wenig Bouillon vor dem Abendessen, damit Sie bei Kräften bleiben?«

»Nein, nein. Kümmern Sie sich nur um mein Haar.« Jacobina überlegte, was sie anziehen sollte. Ihre Abendgarderobe kam ihr plötzlich matronenhaft vor. »Ist das mit den blauen Blumen auf Gold in einem präsentablen Zustand?«

»Alle Ihre Kleider sind jederzeit bereit, wenn Mevrouw sie zu tragen wünschen.« Agneta war neben vielen anderen Dingen auch für die Pflege von Jacobinas Garderobe verantwortlich. Allerdings wusste sie sehr genau, dass das fragliche Kleidungs-

stück seiner Eigentümerin nicht mehr passte. »Aber Mevrouw könnten in diesem Kleid frieren. Was ist mit dem Grünsamtenen mit den aufgestickten Blättern? Es ist doch genau das richtige für den Winter.«

Aber Jacobina hatte sich die blauen Blumen in den Kopf gesetzt.

»Selbstverständlich, Mevrouw.« Agneta beendete die Arbeit an Jacobinas Frisur und weigerte sich, einen Zusammenhang zwischen der Ankunft eines jungen Mannes und dem Entschluss ihrer Herrschaft zu erkennen, heute ein tief ausgeschnittenes Kleid zu tragen. Sie ging nach nebenan ins Ankleidezimmer und kam mit einem Kleiderbügel mitsamt seidener Schützhülle zurück, unter der sich das von Jacobina geforderte Kleid befand.

»Bringen Sie mir lieber ein Korsett.« Wie ihre ältere Tochter Constance war auch Jacobina Vermeulen-Sickerts eine begeisterte Anhängerin figurverbessernder Unterkleider, und Louisas Ansinnen, sie aus Gründen der Gesundheit und der weiblichen Selbstachtung aus dem Haus zu verbannen, hatte sie entschieden zurückgewiesen.

»Welches wünschen Mevrouw?« In den zehn Jahren als Hausangestellte hatte Agneta Hemels gelernt, dass es die Dienstboten waren, die zu leiden hatten, wenn die Eitelkeit vornehmer Damen verletzt wurde. Sie wollte nicht die Verantwortung für die Auswahl eines Korsetts übernehmen, das es dann nicht vermochte, Jacobina in das von ihr ausgewählte Kleid zu zwingen.

»Das blaue mit den roten Schnüren. Das ist das engste, oder?«

»Was für ein Gedächtnis Mevrouw haben.« Agneta holte das Korsett, nahm Jacobina den seidenen Morgenmantel von den Schultern, half ihr in den Schlüpfer, kniete zu ihren Füßen nieder, rollte die Strümpfe an ihren Beinen herauf und befestigte sie am Strumpfbandgürtel. Dann unternahm sie einen letzten Versuch. »Sind Mevrouw sicher, dass Sie nicht lieber ...«

»Ich trage die blauen Blumen. Schnüren Sie mich ein.«

Agneta tat ihr Bestes. Sie war eine zierliche Frau von Anfang dreißig mit hellem Haar und Sommersprossen, nicht übermäßig kräftig. Sie zog so fest, wie sie konnte, während Jacobina alle Luft aus der Lunge entweichen ließ, und dann schnürte sie ihre Dienstherrin zu und hoffte, sie möge dabei nicht in Ohnmacht fallen. Sie breitete das Kleid auf dem Boden aus. Jacobina trat hinein, und es gelang ihr, die Arme durch die richtigen Löcher zu schieben, aber nur, indem sie sich tief hinunterbeugte. Die schmale Taille erforderte mehrmaliges heftiges Zerren, um es über die Oberschenkel zu bekommen, und zwischen den Knöpfen auf dem Rücken, die sich nicht schließen lassen wollten, blieben ein paar Zollbreit des Korsetts sichtbar. Selbst Jacobina konnte sehen, dass es ein Ding der Unmöglichkeit war. Einen Augenblick lang packte sie rasende Wut, aber mit einiger Willenskraft gelang es ihr, den Versuch mit einem Lachen abzutun. Sie überreichte Agneta das Kleid, das ihr nie wieder unter die Augen kommen sollte.

Agneta Hemels wurde nirgendwohin eingeladen, wo es passend gewesen wäre, so etwas zu tragen. Aber sie wusste genau, was sie für den Stoff bekommen konnte, wenn sie es an einen Polsterer verkaufte, und ihre Dankbarkeit war durchaus aufrichtig.

»Vielleicht ziehe ich doch das Grünsamtene an«, sagte Jacobina, um den Überschwang ihrer Zofe zu dämpfen. »Es ist wirklich kühl heute Abend.«

Maarten führte Piet persönlich ins Speisezimmer. Die Damen waren noch nicht heruntergekommen, und er nutzte die Zeit bis zu ihrem Eintreffen, um Piet ausführlich über die sich im Raum befindlichen Gegenstände zu unterrichten. Der Tisch war georgianisch und auf einer Auktion in London ersteigert worden. Die Stühle waren Louis XVI., neu gepolstert und in Oliv-



Richard Mason

### **Die geheimen Talente des Piet Barol**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74854-9

btb

Erscheinungstermin: Februar 2015

Die faszinierende Geschichte eines jungen Aufstiegers und Lustreisenden im glanzvollen Amsterdam der Belle Époque.

Amsterdam 1907. Der junge Piet Barol kommt als Hauslehrer in die Familie eines reichen Hoteliers. Gut aussehend, intelligent und überaus charmant, bezirzt er alle im Haus seines Arbeitgebers. Dessen Gattin Jacobina entdeckt darüber hinaus im geheimen Stelldichein bald seine erotischen Talente. Doch trotz allen Luxus' und Vergnügens verliert Piet nie sein Ziel aus den Augen: in Amerika sein Glück zu machen. »Richard Mason hat einen amüsanten Glückspilz geschaffen, halb Musketier, halb Felix Krull, einen Mann, der sich aus jeder Falle und gefährlichen Liebschaft herauswindet. « Stern